

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Band:** 48 (1944-1945)  
**Heft:** 14

**Artikel:** Carl Spittelers Lebensweg  
**Autor:** Specker, Alfred  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-669814>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 19.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## CARL SPITTELEERS LEBENSWEG\*

Zum 100. Geburtstag des Dichters

24. April

Die Wiege des Dichters stand im freundlichen Landstädtchen Liestal, wo Spitteler's Vater als Landschreiber und Oberrichter wirkte in freilich eher bescheidenen Verhältnissen, wie dies bei Beamten ländlicher Kantone nicht anders möglich ist. Die Familie der Mutter — sie stammte aus dem Geschlechte der Brodbeck — betrieb eine Brauerei und die Wirtschaft zur „Kanonenfügel“. So wuchs Carl Spitteler, umhegt von sorgenden Eltern, liebenden Großeltern, Basen und Onkeln, in einer lieblichen Landschaft auf. Gelegentliche Aufenthalte in Basel, in Waldenburg, Solothurn sowie eine längere Zwischenstation in Bern — der Vater amtierte dort von 1849—57 als Bundeskassier — bereicherten die Eindrücke der engsten Heimat, und dies, wie wir aus den „Frühesten Erlebnissen“ erfahren, in einem für den werdenden Künstler entscheidenden Ausmaße. Die Juralandschaft mit ihren Wäldern und Fluren, Längstälern und Klusen, sowie den alten Landstädtchen, wo Landwirtschaft und Kleingewerbe sich zur Lebensgemeinschaft die Hände reichen, das ist recht eigentlich Spitteler's Welt geblieben. Weder die Alpen noch der Süden und noch viel weniger die Meere, Seen und Wälder des Nordens, wo er während langer Jahre weilte, und ebensowenig die Großstadt haben maßgebend auf seine Seele gewirkt. Wer ihn verstehen will, muß wissen, daß sein Geist zu sehr nach innen gerich-

\* Wir entnehmen diesen Lebensabriß dem Sammelbändchen, das der Zürcher Verein Gute Schriften auf den Festtag herausgibt. Es sei unsern Lesern nachdrücklich empfohlen.



tet war, als daß die Außenwelt seine Seele nach der Jugend noch wesentlich hätte beeinflussen können.

1857 kehrte die Familie nach Liestal ins eigene Häuschen zurück, das der Vater schon vor dem Berner Aufenthalt hatte erbauen lassen. Die Kindheit ist abgeschlossen, für den Knaben folgen die Schuljahre im Gymnasium. Es waren wenig erfreuliche Zeiten; wenn daher der Mann später über die Schule seiner Jugend ein vernichtendes Urteil fällt, so sei nicht vergessen, daß die Schuld nicht so sehr bei den Lehrern als bei der völlig nach innen gerichteten Natur des Zöglings lag. Er war kein blendender Schüler und selbst der Geschichtsunterricht eines Jakob Burckhardt (1818 bis 1897, Professor am Polytechnikum in Zürich, hernach an Universität und Gymnasium in Basel, berühmter Kulturforscher) bot ihm wenig. Nur zum Germanisten Wackernagel (1806—1869, bekannter Sprachforscher in Basel) gewann er ein persönliches Verhältnis. Doch über diesen Basler Schuljahre leuchtete die Sonne der Freundschaft. Im Liestaler Pfarrerssohn, in Josef Widmann (1842—1911, Feuilletonredaktor am Ber-

ner „Bund“ und bedeutender Dichter („Malkäferkomödie“; „Der Heilige und die Tiere“), fand er den Freund fürs ganze Leben. Die Musik hatte die beiden zusammengeführt; denn die Widmanns — lebensaufgeschlossene frohe Wiener — gingen völlig in dieser Kunst auf, und auch Spitteler schwankte lange, ob er sich ihr nicht völlig widmen sollte. Josef Viktor Widmann war die wundervolle Ergänzung, deren er bedurfte: heiter, nach außen gewandt, der verhätschelte Liebling der Lehrer und doch dem jüngern Freunde ergeben, an ihn glaubend, weil er in ihm den kommenden großen Künstler ahnte. Dieses Lebensbündnis zweier Gleichstrebender und doch wesensverschiedener Naturen ist eines der erhebenden Beispiele wahrer Freundschaft unter wirklich bedeutenden schöpferischen Menschen.

Beide Studenten wählten die Theologie als Brotstudium, obwohl sie, dem Zuge der Zeit entsprechend, völlig freigeistig eingestellt waren; beide aber fühlten in sich den Drang, Künstler zu werden. Nur war Spitteler's Weg weit dornenvoller. Der in Berufsfragen sachlich denkende Vater hatte ihn zum Juristen bestimmt, Carls Neigung führte zu Musik und Malerei, also zu „brotlosen Künsten“. Der Kampf war zäh und bitter und veranlaßte den Widerstrebenden zur zeitweiligen Flucht aus dem Elternhaus. Endlich unterzog sich der Jüngling der harten Lebensnotwendigkeit, er absolvierte das Theologiestudium, trotz innerer Abneigung, mit einer vorzüglichen Staatsprüfung. Ein glücklicher Zufall bewahrte ihn vor dem Zwange, ohne wahren Beruf das geistliche Amt ausüben zu müssen. Er folgte einer Einladung, den Sohn des Barons Standerkjöld für den Eintritt in das kaiserlich-russische Pagenkorps vorzubereiten. Diese Hauslehrerstelle führte ihn im Sommer 1871 in das Land der finnischen Seen und Wälder; den Winter verbrachte er im Hause des Barons zu Petersburg. Von 1873 bis 1879 lebte er in ähnlicher Stellung im Hause des deutsch-russischen Barons von Cramer, ebenfalls in Petersburg; doch zeigten ihm weite Bildungsreisen manches Stück Welt. Aus dem scheuen, nach innen gewandten Jüngling wurde dadurch ein weltgewandter Mann der Gesellschaft, dessen musikalische und zeichnerische Begabung verblüfften und ihm die

Herzen gewannen. Die nordischen Sprachen, also Schwedisch und Finnisch, eignete er sich mit Leichtigkeit an, und das Leben im Freien sagte ihm über die Maßen zu; der Verkehr in Adelskreisen machte aus dem Kleinstädter einen Menschen mit aristokratischen Ideen und Mäßen. Nur den Dichter ahnte niemand in ihm. Zur Seele des Ostens, zur russischen Welt fand er keinen Zugang, er blieb ein Westler, vornehmlich der griechisch-lateinischen Kultur verhaftet.

Doch dieser Aufenthalt in der Fremde konnte, seiner Natur nach, nicht von Dauer sein; nach dem Tode seines Vaters (1879) entschloß sich Spitteler zur Heimkehr, schon um der geliebten Mutter ein Heim für die alten Tage zu bereiten. Es war sicher nicht leicht, sich in den engen Verhältnissen der Heimat wieder zurechtzufinden, was schon so mancher Auslandschweizer mit Schmerzen hat erfahren müssen. Da zeigte sich aufs neue die helfende Freundeshand, J. V. Widmann konnte ihm an der von ihm geleiteten Mädchenschule in Bern für eine Lehrstelle sorgen, so daß für des Lebens Notdurft fürs erste gesorgt zu sein schien. Was jedoch den Heimkehrten im Innersten bewegte, war das Dichtertum, zu dem er sich nach langem Schwanken durchgerungen hatte. Eigentlich lagen ihm Musik und Malerei viel näher. Wohl fühlte er, daß ihm die verführerische Gabe des heitern Fabulierens mangelte, die Freund Widmann in höchstem Maße eigen war; er wußte, daß sein Dichten „nur zu 10 Prozent aus Imagination und zu 90 Prozent aus Transpiration“ bestehen würde. Doch hatte er die Erkenntnis gewonnen, daß er nur in der Literatur Entscheidendes leisten könne. Seinem Entschlusse liegt das Ergebnis einer Willensanstrengung zugrunde; seiner Poesie haftet daher immer etwas Gewolltes an, und das große Einfache, zum Beispiel das Lied, ist ihm daher auch nur selten gelungen; darin ist er Friedrich Schiller verwandt.

Schon dem Jüngling hatte das heldische Epos vorgeschwebt, und hier äußert sich — neben dem Einfluß der Klassik — derjenige Jakob Burckhardt's, der nicht müde geworden war, seinen Lieblingschüler Widmann für den Meister der Renaissance — Ludwig Ariost (1474—1539, lebte am Hofe des Herzogs Alfonso d'Este in

Ferrara) — und sein farbenfrohes Heldengedicht, betitelt: „Der rasende Roland“ zu begeistern. Dieser Einfluß der italienischen Renaissance ist für Burckhardt, Meyer und Böcklin gleich bedeutend und hat die schweizerische Kunst der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts teilweise bedingt. Es geschah nun das „Unzeitgemäße“, daß Spitteler seine Jugendidee ausführte und — wie einst Klopstock seinen „Messias“ — einen „Prometheus und Epimetheus“ schrieb, ein gereimtes Versepos. 1881 gab er das Gedicht unter dem Künstlernamen „Carl Felix Tandem“ (Carl, endlich glücklich) heraus, und zwar in der bestimmten Erwartung, den Ruhm auf einen Schlag erzwingen zu können. Denn er glaubte fest an seinen Stern, hatte er doch schon als Gymnasiast geäußert, er verlangte vom Schicksal eine Ehrenloge, nicht nur einen Sperrfiß! Es sah vorläufig nicht so aus, als sollte dieser Wunsch so rasch in Erfüllung gehen. Wie weltfremd war doch dieser 36jährige Mann, daß er in der hochnaturalistischen Epoche der 80er Jahre, wo nur Roman, Gesellschaftsdrama und Novelle galten, mit einem mythologisch-symbolisierenden Versepos aufzutreten den Mut hatte! In literarischen Kreisen herrschte ein betretenes Schweigen; nur Gottfried Keller wagte ihn zu ermuntern; aber auch er versagte sich ihm in der Folge, als Spitteler den 2. Teil des „Prometheus“ und die „Extramundana“ (1883) veröffentlichte. Eine Besprechung in der „Deutschen Rundschau“ konnte nicht erreicht werden, „Carl Felix Tandem“ wurde einfach totgeschwiegen. Welch entsetzliche Enttäuschung! Dazu gesellte sich eine zweite, ja eine dritte. Josef Viktor Widmann und er büßten wegen ihrer freigeistigen Weltanschauung ihre Stellen an der Mädchenschule ein, und eine zu heftig geäußerte Neigung zu einer jungvermählten Cousine verschloß Spitteler deren gastfreundliches Haus in Bern. Er war ein dreifach Ausgestoßener, sein Herz „eine einzige Wunde“.

Da vollzog sich in ihm die große Wende vom Idealisten zum Realisten. Er lernte sich der Welt anpassen und bewies, daß er das „andere“ auch könne. Seine Vermählung (1883) mit einer ehemaligen Schülerin, der jungen Holländerin Marie op den Hoff, die ihn aus der seelischen Vereinsamung erlöste, dürfte diese Wandlung wenn

nicht angeregt, so doch gefördert haben. Noch blieb er beim Lehrerberuf. In einem Privatgymnasium in Neuchâtel am Bielersee erteilte er von 1882—1885 Unterricht in alten und neuen Sprachen; aber die Gebundenheit an einen überladenen Stundenplan und die Verpflichtung, sich auch mit weniger befähigten Schülern abzugeben, drohten seine künstlerischen Kräfte zu lähmen.

Daher entschloß er sich 1885, vom Lehramt zur Journalistik umzusatteln, und wir sehen ihn in der Folge am Feuilleton des Basler „Grenzboten“, der „Thurgauer Zeitung“ und 1890 bis 1892 an der „Neuen Zürcher Zeitung“, in der er schon vorher Aufsätze und auch längere Novellen veröffentlicht hatte. Umsonst hatte Widmann sich bemüht, ihm neben sich am Berner „Bund“ eine Wirksamkeit zu verschaffen. Friedrich Nietzsche (1844—1900, 1869 Professor in Basel, bedeutender Kulturphilosoph und Dichter [„Also sprach Zarathustra“, 1883—1891]), mit dem Spitteler im Briefwechsel stand, tat sein Möglichstes, um ihm den Zugang zu deutschen Zeitschriften zu öffnen. So wurde Spitteler Mitarbeiter der um die Jahrhundertwende angesehenen Münchner Monatschrift „Der Kunstwart“, die sich um die Reinigung des Geschmacks in den gebildeten Kreisen des deutschen Kulturbereichs wesentliche Verdienste erwarb. — Der Dichter sammelte 1898 die wertvollsten Essays in dem Bande „Lachende Wahrheiten.“

Aber jene 80er Jahre waren recht hart und bitter gewesen; nur zu oft sah sich der sorgenvolle Familienvater — es waren der glücklichen Ehe inzwischen zwei Töchter entsprossen — dem Nichts gegenüber, und die Freunde mußten gelegentlich aushelfen. Der sich nie versagende Josef Viktor Widmann sprang einst sogar mit einem Lotteriegewinn ein. Es gab Stunden der Verzweiflung auch im Leben dieses Mannes, den heute wohl Tausende beneiden möchten. An seiner Seite aber strahlte die junge Gattin wie ein gütiger Stern, und der Dichter sagt launig von sich:

„Du bist doch schließlich glimpflich weggekommen!  
Wir fürchteten bereits, es werde tragisch kommen.  
Es kam ein liebes Ding geschwommen,  
Das hat mich niemals ernst genommen.“

Künstlergattinnen haben es sicher nicht leicht im Leben, und Spitteler gesteht dies rückschauend in seiner Rede „Die Persönlichkeit des Dichters“. Deshalb segnen wir das Andenken dieser warmherzigen Frau und danken ihr, daß sie das Vertrauen zu ihrem Gatten nie verloren und ihm eine warme Häuslichkeit bereitet hat. Endlich schlug die Stunde der Erlösung von der Tages- und Berufsfron. 1891 waren die Eltern der Gattin weggestorben, und das Erbe gestattete nun dem Dichter und seiner Familie ein sorgenfreies Leben. Mehr verlangte er nicht. Er siedelte in ein eigenes Landhaus nach Luzern über, mit schönem Garten über dem See. Er war — wie er in den „Lachenden Wahrheiten“ ausführlich darstellt — ein Freund südlicher edler Nadelhölzer. Ihnen widmete er viel Zeit und Aufmerksamkeit, wie auch der Musik und einer gepflegten Geselligkeit, soweit dies seine „strenge Herrin“, die hohe Dichtung, zuließ — Wenig änderte sich mehr in seinem äußern Leben von

1892—1924. Gelegentliche Reisen, regelmäßige Aufenthalte in Paris unterbrachen das geruhige Luzerner Dasein.

Von 1900—1906 entstand der „Olympische Frühling“, wohl die bedeutendste Schöpfung des deutschen Neuklassizismus. Sie brachte ihm den sehnlich erwarteten Ruhm ein: den Ehrendoktor der Zürcher Hochschule, den Schweizer Schillerpreis, den Bauernfeldpreis und 1919 sogar, als dem einzigen unter den Schweizerdichtern, den Nobelpreis und damit literarische Weltgeltung. — Doch Widerwärtigkeiten bleiben keinem Irdischen erspart, und mag er noch so hoch stehen. Als sich 1914 ein Graben auftun wollte zwischen den deutsch- und den französischsprachigen Eidgenossen, da wandte sich Spitteler mit seiner Zürcher Rede „Unser Schweizerstandpunkt“ an die hadernden Brüder und forderte sie zur Sammlung im Zeichen des weißen Kreuzes auf. Damit bewies er, daß er trotz internationalem Denken und ungeachtet seiner „Weltmannsallü-



CARL SPITTELER-DENKMAL IN LIESTAL

Phot. J. Gaberell, Thalwil

ren“ im Herzen ein Schweizer geblieben war und daß ihm die Weltverbundenheit wahrhafter Kulturmenschen mehr bedeutete als die Zugehörigkeit zum deutschen Sprachkreis. Bei der damaligen Empfindlichkeit der Gemüter hatten indes nicht nur die bisherigen Verehrer im Reiche, sondern auch viele alemannische Schweizer das Wesentliche seiner Rede überhört, und Spitteler mußte die bittere Wahrheit vom Verkanntsein des Propheten im eigenen Lande an sich erfahren.

Schwer lagen die Jahre des Weltkrieges auf seinem Gemüte, dazu kamen die Abnahme der Kräfte, das Abschiednehmen von lieben Wegkameraden, die Zeiten des stillen Duldens. Aber die zähe Arbeit an seinem poetischen Testament hielt ihn aufrecht, und er zwang sie zu Ende: 1922 hielt er das vollendete Manuskript von

„Prometheus der Dulder“ in den Händen. Hatte einst Goethe im Patriarchenalter seinen „Faust“, das Werk der Jugend und der Lebenshöhe, zu Ende geführt, so dichtete der greise Spitteler seinen „Prometheus“ um und hinterließ diese Fassung der Nachwelt als endgültiges Dokument seines Geistes und dichterischen Könnens. Und dann, was verschlug es, ob ihm noch Jahre blieben oder nur Monde oder Stunden? Das Werk war getan, mochte das Feuer verzehren, was sterblich am Künstler war. Am 29. Dezember 1924 durfte er in den Frieden eingehen, den uns das Leben nicht geben kann.

Zwanzig Jahre sind seit seinem Hingang verstrichen, und heute begeht die Schweiz die Feier des hundertsten Geburtstages eines ihrer bedeutendsten Söhne. Oder dürfen wir ihn etwa nicht zu diesen zählen?

Ulrich Speiser

## Die Betzeitglocke

Winterabends, wenn am Wirtstisch  
Männer beim Gespräche sind  
Und die Betzeitglocke draußen  
zittert durch den Schnee und Wind,  
Zieht ein Schweigen durch die Stube.  
Jedermanns Gedanke spürt  
Wehmütvoll den stillen Heimweg,  
der zu einstigen Eltern führt.  
Abgewendet seufzt die Wirtin  
ein verstoffenes Gebet,  
Doch mit ausgedientem Auge,  
das kein Tränlein mehr versteht,  
Acht der Alte um den Ofen,  
mühsam auf den Stock gestützt,  
Denkt des Todes in der Hüfte  
und wozu das Leben nützt.

Andre Sage singt das Glöcklein  
oben in das Kämmerlein:  
Singt dem Knäblein in die Seele  
schaurigschönen Märchenschein,

Singt ihm von der unbekanntem,  
abenteuerlichen Nacht,  
Wo im finstern Wald der Wolf schleicht  
und die böse Eule lacht,  
Wo die leisen Sterne geistern,  
wo die Here sich verummmt —  
Da verklingt das Glöcklein, flackert  
in die Ferne und verstummt.  
Stauend gafft ihm nach der Knabe;  
mit dem letzten Nachhall lücht  
Sein verschlummertes Bewußtsein.  
Doch Erinnerung, traumverwischt,  
Wiederholt ihm jetzt im Schlafe,  
was die gute Gotte-Welt  
Alles doch in ihrem Fürtuch  
für Gevatterkram enthält:  
Osterhaas und Urgroßmutter,  
Zebra, Storch und Känguruh,  
Weihnachtsbäume mit Sankt Niklas,  
Fastnachtfeuer noch dazu.

Carl Spitteler